

Werk

Titel: Beiträge zur Kenntniß der Gebirgsstämme in Kambodia

Autor: Bastian, Dr. A.

Ort: Berlin

Jahr: 1866

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1866_0001 | LOG_0007

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

- Die Reise des Laptot-Lieutenants 'Aliun Sal's vom Senegal bis Arauān und Basikūnu in der Nähe Timbūktu's. — *Zeitschrift für allgemeine Erdkunde*. N. F. XVI. 1864. p. 444.
- Afrikanische Beiträge. — Ibid. N. F. XVI. 1864. p. 517.
- Reise durch das Innere der Europäischen Türkei von Rustchuk über Philippel, Rilo (Monastir), Bitolia und den Thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862. Berlin 1864.** Zuerst erschienen in der *Zeitschrift für allgemeine Erdkunde*. N. F. XV. 1863. p. 301. 457. XVI. 1864. p. 117.
- Der Olymp und das Verhältniß der Berghöhen im Umkreise des Aegäischen Meeres. Vortrag gehalten in der Novembersitzung der geographischen Gesellschaft 1864. — Ibid. N. F. XVIII. 1865. p. 47.
- Das neue Unternehmen des Herrn Baron Carl von der Decken. — Ibid. N. F. XVIII. 1865. p. 54.
- Erster bis fünfter Bericht über die Thätigkeit der Carl Ritter-Stiftung. — Ibid. N. F. X. 1861. p. 155. XII. 1862. p. 141. XIV. 1863. p. 77. XVI. 1864. p. 221. XVIII. 1865. p. 75.
- Eine große Anzahl von Barth's Reisebriefen aus Central-Afrika sind abgedruckt in: *Zeitschrift für allgemeine Erdkunde*, *Petermann's Mittheilungen* und in der *Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft*. IV. p. 110. 369. VI. p. 123. VII. p. 575. Auch sind die Berichte v. d. Deckens, sowie Gerh. Rohlf's in der *Zeitschrift für allgemeine Erdkunde* fast sämmtlich mit einleitenden Worten Barth's versehen.

II.

Beiträge zur Kenntnifs der Gebirgstämme in Kambodia.

Von Dr. A. Bastian.

Das Grenzgebirge zwischen Siam und Birma ist, gleich den Hügelketten in Birma und Pegu, von Karen bewohnt, die indess weiter nach Osten hin sparsamer werden und am Menam fast ganz aufhören. Im nördlichen Gebiete der Laopungdam verschwinden sie meist unter den ihnen verwandten Lava-Stämmen, den Resten des Manu-mano genannten Cultur-Volks in der vorzeitlichen Geschichte Birma's und Siam's. Nach Korat hinein erstrecken sich südliche Ausläufer der Laos, die dort mit siamesischen Einwanderern zusammen treffen. Zwischen Korat und dem Mekhong wohnen die Kwui, die

auch Suay oder Tributpflichtige heißen, weil ihnen statt persönlicher Leistungen die Einsammlung ihrer Landeserzeugnisse, die die werthvollsten Artikel im Handel Bangkok's bilden, aufgelegt ist. Die Berge nördlich vom Thalesab gehören den Samreh, die die königliche Familie in Kambodia als Stammgenossen anerkennt, und unter denen die Tempelsklaven in den Linchi-Bergen mit der Hütung der alten Monumente beauftragt sind. In den Hügelreihen, die sich vom Battabongflusse in einem Halbzirkel um das westliche Ufer des Sees herum nach der Meeresküste hinabziehen, haben die Khamen Dong (die Khamen der Wälder) oder die Khamenboran (die alten Khamen) ihren Sitz, die zur Einlieferung des jährlichen Tributes an Kardamannen verpflichtet sind. Sie heißen Haklöh (Hochländer) bei den Kambodiern und sind dem Samreh nahe verwandt. Dann in dem rauhen Gebirgslande bei Chantabun hausen die Xong oder La-song, ein größtentheils zusammengelaufenes Gesindel ¹⁾ verschiedener Nationalitäten, das sich in seiner Abgeschlossenheit zu einer besonderen Race mit eigener Sprache herausgebildet hat. Die Sumpfigegenden um den See und seinen Desaguero sind von den jetzigen Kambodiern (den Khamen oder Khom) bewohnt, die in geringer Entfernung von der Confluenz bei Panompen an die von Saigon aus vorgedrungenen Cochinchinesen stoßen. Die Provinzen Binthanan und Binduih gehörten früher den Tsiampa, die in den Kriegen mit den Cochinchinesen fast gänzlich untergegangen oder nach Kambodia geflohen sind, wo sie hier und da in zerstreuten Colonien angetroffen werden, meistens untermischt mit den ihnen glaubensverwandten Khek (den Tschwea oder Malayen). Der ihnen mitunter beigelegte Name Loi gehört genauer einem Stamm roher Barbaren, die in den Bergen am Kap St. James umherstreifen und die von dem französischen Reisenden Rhé in die berüchtigte Klasse der Schwanzträger gestellt wurden. Am obern Mekhong, nördlich von Tonquin, werden die Quanto gesetzt, die mit einer besonderen Schrift geschriebene Palmbücher besitzen sollen; von den Giao-chi, den Eingeborenen mit einwärts gekehrten Zehen, werden, wie es heißt, noch Reste in den Wäldern dieses letztern Landes angetroffen. Die Längsthäler der steilen Gebirgskette, die den Strom des mächtigen Mekhong begleitend, die annamitischen Länder von den übrigen Theilen der hinterindischen Halbinsel abscheidet, sind von einem Gemisch vielfacher Stämme eingenommen, die unter dem gemeinsamen Namen Kha zusammengefaßt, bis jetzt nur wenig be-

¹⁾ Verschieden von diesen Thai Xong sind die in den Kambodischen Sagen als Ureinwohner auftretenden Xong, von denen sich noch Reste unter den Ho-Khamen finden sollen.

kannt geworden sind. Die kärglichen Beiträge, die ich nur zu bieten im Stande bin, können nicht genügen, diese weite Lücke auszufüllen, indefs werden sie bei dem Mangel anderer Nachrichten nicht ohne Werth sein. Obwohl mich selbst mein Weg nicht durch diese Gegenden, sondern nur daran vorbei führte, hatte ich doch Gelegenheit, unter den von dort kommenden Sklaven Kambodiens manche Notizen zu sammeln. Ausserdem brachte mich der glückliche Zufall mit zwei der wenigen Missionäre zusammen, die unter diesen Wilden ihr mühevolleres Amt versehen, und diese Männer, die schon ein halbes Menschenleben dort verbracht hatten und die mit ruhiger Zufriedenheit voraussahen, daß sie es dort auch beschließen würden, — sie konnten aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen weit vollständigere Mittheilungen machen, als ein Reisender je auf einem nur flüchtigen Besuche zu sammeln hoffen durfte. Mein Gewährsmann hatte sich unter den Banar niedergelassen und er beschrieb die Reise dahin folgendermaßen:

Von Cua-cho-gui oder Ko-chao-ya (dem Markt des grüßenden Hafens), dem vornehmsten Hafenplatz in der Provinz Bindinh, gelangt man nach einer zweitägigen Reise durch ein wohlangebautes Land mit Städten und Dörfern zu der Grenzfestung Anschön oder Tay-son-thuang (dem Berg im Westen der See), auf deren hochgelegenen Standort man einen weiten Umblick über die Ebenen Cochinchina's genießt. Von Anschön ist es noch eine Entfernung von 5 Tagenreisen bis zu den Banar. Man durchkreuzt erst eine Ebene, ein Hochplateau, und gelangt dann zu einem engen Pafs, der zwei Gebirgsketten, Nord und Süd streichend, durchschneidet. Dieses Defilé ist der einzige Ausgang, durch welchen die wilden Stämme in die fruchtbaren Ebenen der Cochinchinesen einfallen können und wird deshalb sorgsam durch die Letzteren gehütet. Da es sich nach beiden Seiten hin erweitert und so in seiner Oeffnung einem Netze gleicht, heißt es Vang-jang (das Vogelnetz der Gottheit), und seine geographische Lage soll sich ungefähr als 13° 50' nördl. Br. (nach Andern 14° nördl. Br.) und 104° Lg. (nach dem Pariser Meridian) bestimmen lassen. Von dort steigt man in drei Terrassen auf, bis man zuletzt auf der Hochebene ankommt, die von den Banar bewohnt wird. Das Land derselben ist weit kälter als Cochinchina, und die Reihenfolge der Jahreszeiten ist eine verschiedene¹⁾, indem die Regen dort im April beginnen, in der Provinz Bindinh dagegen

¹⁾ Dieselbe Beobachtung macht man in Peru, wo die Jahreszeiten auf dem hochgelegenen Längenthal zwischen den beiden Andesketten die gerade entgegengesetzten zu den an der Küste herrschenden sind, so daß der sogenannte Winter des einen Districtes dem Sommer des andern entspricht.

im Juli. Nordwestlich von den Banar wohnen die Beungao, nordöstlich die Halang, nördlich die Sedan und nördlich von diesen die Quarr. Westlich werden die Banar durch die Bannam begrenzt, im Osten durch die Kejong und im Südosten durch die Brau. Nach Süden stoßen die Banar an die Chiarai oder Changrai, die nördlichen Nachbarn der Radeh, auf die im Süden die Banong folgen und dann noch weiter südlich die Sthieng²⁾, die theilweise schon in einer gewissen Abhängigkeit von Kambodia stehen. Die Entfernung von den Banar (Bannao oder Menon) zu den Kejong besteht in drei Tagereisen, für die zum Theil die Schifffahrt auf dem Flusse Bla benutzt wird, und wenn die Kejong sich für Handelszwecke zu den Laos begeben wollen, so müssen sie eine Reise von drei anderen Tagen zurücklegen (bei welcher Bestimmung ungefähr 18 engl. Meilen auf den Tag gerechnet sind). Die Berge der Banar sind in isolirte Kegel zerbrochen, die sich bis zu den Hügeln der Kejong fortsetzen, und die jenseits der letzteren ausgedehnte Ebene ist von den Laos (den weißen Laos oder Pungkao) bewohnt an beiden Seiten des Mekhong. Die Kejong bringen Gold und Sklaven zum Austausch mit den Laos und erhalten dafür Büffel, die sie wieder an die Banar für Sklaven verkaufen. Die Kaufleute der Laos, die besonders aus Tktepu herkommen und ihre Reisen im November beginnen, dringen zuweilen bis zu den Banar vor, bleiben aber gewöhnlich im Lande der Kejong. Wenn die cochinchinesischen Kaufleute die Banar's besuchen wollen, so gehen sie eine Tagereise über das Defilé hinaus und machen dort Halt, obwohl sie noch weitere drei Tage zu reisen haben würden, um das eigentliche Gebiet der Banar zu erreichen. Die in Handelszwecken nach Cochinchina kommenden Banar werden in der Grenzfestung Anschön angehalten und dürfen nur auf dem dortigen Markte ihre Ein- und Verkäufe machen. Sie bedürfen hauptsächlich Salz und Hausgeräthschaften, wogegen sie Reis, Schweine und Pferde anbieten. Die Cochinchinesen erlauben keinem der Bergstämme die Stadt Anschön zu passiren und unterhalten dort stets eine starke Garnison. Wenn es zuweilen den Moi Davach (einer wilden Horde im Norden der Banar) gelungen ist, in die Provinz Quangnai einzufallen, so haben sie, aufser der fortgeführten Beute, stets die größte Verheerung unter den Bewohnern des Flachlandes angerichtet, da es den Annamiten durch königliches Gesetz verboten ist, Waffen zu besitzen. Den Banar ist der zeitweise

²⁾ In ihrem Lande fällt das Aufhören der Regenzeit und der Wechsel der Saison in den November, nach Mouhot, der sich einige Zeit dort aufhielt. Derselbe bemerkt, auf die Mittheilungen des Missionärs Fontaine hin, daß der Chiarai und Radeh große Aehnlichkeit mit einander besitzen und nur durch den Fluß Bong geschieden werden, der aus dem Lande der Candien oder Bihcandien herabkäme.

Handelsverkehr nur deshalb gestattet, weil sie zu den friedlicheren Stämmen gehören und selbst vielfach unter den Angriffen ihrer wilden Nachbarn zu leiden haben. Sie sind seit kurzem aus einem großen Theil ihrer fruchtbaren Hochebene durch die Houdron verdrängt worden und gezwungen, sich in den niedrigeren und heißeren Gegenden nach Osten anzusiedeln, obwohl der Boden dort weit schlechter ist.

Die Radeh im Norden der Changrai (15° nördl. Br.) sollen weiß sein und sich in ihren Zügen den europäischen oder wenigstens denen der Karen nähern. Sie leben in großen Häusern zusammen, wo jede Familie ihre besondere Abtheilung einnimmt, so daß ein Haus das Dorf ausmacht, ähnlich der auch von den Chunchus und andern Stämmen am Amazonasfluß befolgten Sitte. Das Dach besteht aus hohlem Bambus, die in einander gesteckt, den Regen leicht ablaufen lassen. Sie verändern ihren Aufenthaltsort alle 4—5 Jahre, da sie keine Büffel besitzen, und deshalb nur einen frischen Boden in Bearbeitung nehmen können, wo das Abbrennen des darüber aufgewachsenen Unkrautes den ersten Dünger in der Asche liefert. Jedes Dorf hat einen Häuptling, und nur mit dessen Bewilligung darf man in das niedrige Thor der Befestigungen eintreten. In den steten Stammeskriegen rangiren sich die einzelnen Dörfer stets auf diejenige Seite, die sie nach vererbter Uebereinkunft als die ihrige betrachten. Die zum Handel kommenden Laos bringen besonders Zeuge und Büffel, wofür sie Sklaven, Stüklae, Elfenbein u. s. w. mit sich fortnehmen. Das von den Kaji gebrachte Eisen wird zu Pfeilen verarbeitet, die durch Pflanzensäfte vergiftet werden. Opfer werden den Geistern der Vorfahren gebracht, sowie den Bäumen, Flüssen, besonders aber Steinen von sonderbarer Gestalt, die in den Dörfern aufbewahrt werden. Wird Jemand durch einen Tiger oder sonst einen Zufall getödtet, so bringt man all sein Eigenthum nach dieser Stelle, wo Niemand wagen würde es zu berühren. Einzeln kommen sie nach Udong und bringen dann Wachs, Töpfe und Elfenbein zum Handel.

Unter den Changrai fanden die französischen Missionäre eine der biblischen ähnliche Tradition über die Sündfluth und haben wegen der Beschneidung und anderer an das Gesetz Mosis erinnernden Gebräuche die sonderbarsten Erdichtungen über die Wanderungen der zehn Stämme, ebenso wie die protestantischen Missionäre unter den Karen, zusammengeklügelt. Auch der malaïische Dialect dieses im Innern der indochinesischen Halbinsel wohnenden Stammes hat Anlaß zu vielerlei Hypothesen gegeben, obwohl sich Alles sehr natürlich aus dem Einfluß erklärt, den der Culturstaat der mohammedanischen Tsiampa,

die durch die Colonisten aus Singapura und Malacca schon früh den Islam empfangen, auf die umwohnenden Wilden ausüben mußte.

Die unter erblichen Häuptlingen oder Lang lebenden Gebirgsbewohner sollen den ursprünglichen Stamm gebildet haben, von dem ihre Brüder ausgezogen, um an der Seeküste das Königreich Tsiampa zu stiften. Gleich den Chiarai trugen die Siem langes Haar und durchbohrten ihre Ohren. Im 15. Jahrhundert eroberte der König von Tonquin die nördlichen Provinzen Chiampa's und bildete aus denselben eine Markgrafschaft, deren Statthalter sich unabhängig machten, unter dem Titel des Chua von Anam oder Viet-dai. Diese dehnten ihre Macht bald auch über den Rest des Reiches der Siem aus bis zu den Grenzen Kambodia's und führten überall cochinchinesische Sitte und Sprache ein. Die Sitze der Changrai erstrecken sich von 12 bis 16° nördl. Br. an die Laai und Tampuen grenzend. Gleich den übrigen Gebirgsstämmen bewohnen sie große Häuser, die zu 3—5 ein befestigtes Dorf bilden und nur auf hohen Leitern erstiegen werden können, ein natürliches Mittel der Vertheidigung, wie es sich z. B. auch bei den Casas de Montezuma fand, und nur die nächst höhere Stufe zu den auf dem Isthmus zwischen den Zweigen gebauten Häusern bildet. Sie bereiten ein berauschendes Getränk, indem sie stark duftende Kräuter mit einem Reisaufguß mischen und davon beim Feste des geopfertem Büffels trinken. Bei Krankheiten wird (wie an der Goldküste) eine kleine Hütte gebaut, um dort Versöhnungsgeschenke für die Teufel des Waldes niederzulegen. Die Sa, ein wildes Waldvolk in Tonquin, von denen gesagt wird, daß sie den siebenten Tag heilig halten und kein Schweinefleisch essen, weben gleichfalls ihre Wohnungen aus Zweigen und Blättern auf den Bäumen zusammen.

Die Banar bauen Baumwolle und vertauschen sie bei den Sedan, die in der Verfertigung eiserner Werkzeuge geschickt sind, für Geräte der Jagd oder des Ackerbaus. Sie kennen die Kunst des Webens, gebrauchen aber viel Zeit dazu, da sie den Fuß nicht dazu benutzen, sondern nur mit den Händen arbeiten. Alle diese Gebirgsbewohner, selbst die im regen Verkehr mit den Laos stehenden Halang, werden an Kunstfertigkeit übertroffen durch die Changrai, deren mit dem Malayischen verwandter Dialect, wie schon erwähnt, auf eine Verwandtschaft zu den Tsiampa schließen läßt. Durch die tonquinesischen Geschichtsschreiber werden die Siem der Berge und die Siem des Meeres (Tui Tinh und San Tinh) unterschieden. Hieraus mag es zu erklären sein, wenn Guérard von einer siamesischen Colonie (*une colonie des Siamois*) in den Bergen zwischen den Tonquinesen und den Laos spricht. Eine Colonie flüchtiger Cham aus Tsiampa, die ich in Kambodia antraf, besaß indessen ihre eigene Sprache und ein dem Indochinesi-

schen ähnliches Alphabet, obwohl ihre religiösen Bücher im Arabischen geschrieben waren, wie sie auch aus ihrem Verkehr mit den kriegsgefangenen Malayen (den Khek oder Tschwea) viele Worte aus deren Sprache entlehnt haben. Zwischen den Chiarai und den Radeh wohnt (ungefähr 12° nördl. Br.) jene eigenthümliche Persönlichkeit, die unter dem Namen Tuicha-hoacha (der Fürst des Wassers und des Feuers) weithin durch den Schrecken seiner gefürchteten Gewalt über magische Kräfte und dienende Geister herrscht, gleich einem zweiten Salomo. Doch geht es ihm, wie anderen heiligen Vätern, denn ein Missionär, der ihn besucht hatte, erzählte mir, daß die ihm am nächsten wohnenden Wilden ganz vertraut mit ihm umgingen und ihn wie einen ihres Gleichen behandelten, wogegen ihm der entfernte König von Kambodia und selbst der von Cochinchina periodischen Tribut senden soll. Auch in Siam scheint er bekannt zu sein, denn unter den vielen Nachforschungen, die ich dort anstellte, die Thajjai oder großen Thai, die chamäleonartigen Vorfahren der Siamesen, die in Hinterindien die Rolle der Pelasger spielen, zu localisiren, wurde mir oft (außer andern Erklärungen) mehrfach gesagt, daß sie die Radeh oder Ladeh seien. Ich wußte damals nicht recht, was ich aus diesen Radeh zu machen hätte und hörte erst später in Kambodia von ihrer Nachbarschaft zu dem Feuer- und Wasserkönige, dem Sadeik thük Sadeik plöng. In der tonquinesischen Geschichte führt die letzte Dynastie der Tsiampa, unter der ihr Reich zerstört wurde, den Titel Makha oder Magha, es heißt aber auch, daß vor derselben eine andere Dynastie auf dem Throne gesessen habe, eine Zweikönigeherrschaft, wie sie noch jetzt in Birma und Siam besteht. Der erste König sei der Herr des Feuers und der zweite der Herr des Wassers gewesen. Abbé Gage-*lin*, nach dessen Angabe die Tsiampa einst über Kambodia, Cochinchina, Tonquin und selbst Pegu, bis zur Provinz Canton in China geboten, sah den Zauberstab des Ahnherrn, mit welchem derselbe die Elemente regierte, und die Kambodier, die die wunderbare Keule ihres Nationalhelden Kottabong mit ähnlichen Eigenschaften begaben, sprechen doch auch von dem Schwerte eines alten Heroen, das geheimnißvoll in den Bergen aufbewahrt und verehrt werde. Mouhot erzählt aus den Papieren des Missionärs *Fontaine*, daß der Eni (Großvater) genannte Feuerkönig oder Hoa-Sa, der den Wasserkönig (Thorei Sa) an Ansehen übertreffe, als Palladium einen in Lumpen gewickelten Säbel bewahre, der als der Sitz eines mächtigen Geistes (Giang) ihm seine übernatürliche Gewalt verschaffe.

Nach den tonquinesischen Geschichtschreibern existirten früher zwei Königreiche von Ciem oder Siam, von denen das eine das der Thiem in Bangkok bildet, das andere früher, als das der Siem, in

Tsiampa (der jetzigen Provinz Binhouang) bestand. Beide Namen werden gleichlautend ausgesprochen, aber sie werden mit verschiedenen Characteren chinesischer Schrift geschrieben. Als die Begründer des Staates Tonquin aus China herabzogen, trafen sie auf die Siem, deren Königreich sich damals von der Provinz Binhouang bis nach der Gegend des gegenwärtigen Hué erstreckte. Von seiner alten Hauptstadt, Chan-bahn genannt, in der Provinz von Bindinh, sind noch acht Steinhürme übrig, deren geneigtes Dach eine Pyramide bildet. Als das Land von den Tonquinesen unter der Dynastie Lé erobert wurde, flohen die zerstreuten Siem meistens in die Gebirge, wo ihre Ueberbleibsel noch unter den Namen der Dscham existiren. Die Bücher der Siem waren mit birmesischen oder indischen Buchstaben geschrieben, die Thien-trück (Characteres Indiens) heißen und durch Budor Fat (Buddha) aus Diempo (Ceylon) gebracht waren. Aus einigen derselben, die die Zerstörung durch die Sieger überdauerten, haben die Historiker Tonquin's einige Berichte über die frühere Geschichte der Siem gezogen. Von den zwei Königen, die mit gleicher Macht regierten, hieß der eine Bua (Vua) lüa oder Herr des Feuers, der andere hieß Bua (Vua) Nüac, Herr des Wassers. Diese Dynastie wurde (um 600 p. Chr.) durch einen großen Eroberer zerstört, der unter dem Namen Tahn-bao (der dreifache Edelstein) von dem Nordwesten aus Dien-dien (Birma) kam und alle umliegenden Länder, mit Ausnahme Tonquin's, wo damals die Familie Li auf dem Throne saß, bezwang. Er residirte unter dem Titel Thin-bin in einer großen Stadt, die jetzt in Ruinen liegt, nördlich vom See Bienhoa in Kambodia. Von den Malayen wird er mit ihrem gefeierten Erobererkönig Tribavana zusammengestellt.

Die Kha Radeh in Myang Radeh (10 Tage von Panompen) sind völlig unabhängig und zahlen Niemanden Tribut. In alten Zeiten soll in ihren Bergen eine gewaltige Schlacht gekämpft worden sein, in der die Elephanten bis zu ihren Knieen im Blute wateten, und dort fiel der große Held Tschüang (kambodischer Abkunft), nachdem er den Sieg erkämpft hatte. Sein Schwert blieb auf der Wahlstatt liegen und wurde in langen Jahren später, schon ganz in Stein verwandelt, durch die Kha gefunden, die ihm große Ehren bezeugten und eine Decke breiter Steine darüber aufrichteten, um ihm jährlich Opfer an Reis und Geflügel darzubringen. Sollte ein Feind ihrer Heimath nahen, so stellen die Kha zwei angezündete Lichter auf diesen Dolmen und sogleich bricht ein furchtbares Naturereigniß los, das die feindliche Armee bis auf den letzten Mann zu Grunde richten wird, sei es durch Gewitterstürme, sei es durch Erdbeben, oder auch dadurch, daß sich alle zur Nahrung dienenden Pflanzen in tödtliche Gifte ver-

wandeln. Nach Andern gehörte dies schützende Schwert dem Tük-senaneiplöng, dem alten Ahnherrn der Radeh. Ueberhaupt sind diese unbekanntes Gebirge ein gefürchtetes Land zaubrischer Wunder für Siamesen und Kambodier und deshalb in ihren entfernteren Theilen noch von den Bedrückungen der Eroberer verschont geblieben. Ein Stamm der Kha lebt an dem Myang Salai-tük (Wasser fertig) und Myang Salai-plöng (Feuer fertig) genanntem Orte, und auf ihrem Befehl würde Feuer oder Wasser sich erheben, um heranziehende Feinde zu vernichten. In dem Lande der Panong genannten Kha ist ein heiliger Prabat (Fufstapfen), der indess nur zeitweilig sichtbar wird. Auf das Gebet von Kranken, die Blumen darbringen, quillt Wasser hervor, das zur heilenden Waschung dient. Weiterhin leben Kha's in so wildem Zustande, dafs sie ihre Speisen in hohlen Bamboos zubereiten und kochen. An sie gränzt ein Stamm der Kha, denen der Anus fehlt und die nur uriniren können. Sie haben eine Oeffnung in der Brust, durch welche sie mitunter einen Stock einführen, um sich den Magen zu reinigen. Und so bei den folgenden Nachbarn enthüllen sich noch mehrere der Abenteuerlichkeiten Herodot's und mittelalterlicher Reisenden.

Die orthodoxen Siamesen erzählen, dafs früher die Zaubergewalt des Phaya Tai Phaya Nam eine unwiderstehliche gewesen, indem bei dem blofsen Aussprechen des betreffenden Wortes Feuer oder Wasser hervorgeschossen sei. Seit Buddha indess das heilige Gesetz auf Erden predigte, haben diese dämonischen Künste ihre Kraft verloren. Der grofse Pan ist auch dort gestorben. Um die königliche Raçe nicht zu unterbrechen, folgt (in Ermangelung eines Sohnes) die Tochter, oder wenn Kinder ganz fehlen, der nächste Verwandte, nie aber (wie es die Siamesen aus ihrer Geschichte gewohnt sein würden) ein durch sein Ansehen mächtiger Adliger. Andere vertheilen die beiden Titel dieses Fürsten auf zwei Persönlichkeiten, die in getrennten Dörfern im Norden an der kambodischen Grenzstadt Sambo lebten und aus der königlichen Raçe der Panong stammend, deren Sprache redeten.

Die Kha Radeh haben die alte Sitte der Lawa bewahrt, ihre Ohren durch Ausziehen so zu vergrößern, dafs sie lang herabhängen. Auch die Löcher der Ohrläppchen werden möglichst erweitert. Das Haupthaar wird in einen Knoten auf dem Scheitel zusammengebunden, nach der bei den Juen (Cochinchinesen) und auch den Birmesen gebräuchlichen Weise, die in Siam und Kambodia als der charakteristische Typus des brahmanischen Kopfschmucks gilt.

Die Missionäre haben unter den Bergvölkern häufig Ueberreste alter Steinbauten gefunden, unter dem darauf aufgeschossenen Pflan-

zenwuchs versteckt, nicht nur rohe Cromlechs und Dolmen, wie sie durch alle Gebirge Vorder- und Hinterindiens zerstreut sind, sondern auch Constructionen, die sorgfältige Bearbeitung zeigen. Erst kürzlich wurde in einem Walde der Provinz Bindinh die zerstörte Hauptstadt der Siem von den Cochinchinesen entdeckt, und ihre Ruinen sollen sich hier eine weite Strecke verfolgen lassen.

Ein gelehrter Tonquinese, den ich in Saigon traf, erzählte mir von der schneckenförmigen Stadt in der Nähe Kecho's, der Residenz des Königs Kinduang-vouang, der später seinen Sitz nach Hanoi verlegte, von den aus weissen Steinen aufgeführten Mauern Bat-tat-tang's, die Vua-Ho der König der Ho oder Lolo, erbaute und von den Königen von Nantchao zerstört wurden, von den achteckigen Thürmen in Binhuang, von den Steinpagoden bei Kimchuang, von den Spuren der großen Militärstrafse in der Provinz Nge-an und von andern Monumenten, die alle Inschriften trügen, nicht in Chinesischen, sondern in denjenigen Characteren, die die Annamiten die Buchstaben der Moi oder der Wilden nannten. Eine von den bekehrten Christen für St. Paul gehaltene Statue der Brahmanen, die zur Zeit der Dynastie Thang nach Tonquin gekommen, wäre mit indischen Buchstaben beschrieben (in Kecho). Eine versunkene Stadt soll auf dem Meeresgrunde, bei den Kohngatz (Ziegel-Hügel) genannten Bänken, zwischen Katun und Honan liegen.

Die Banar beobachten den auch den Mishmis und den ihnen benachbarten Stämmen bekannten Gebrauch einer spartanischen Erziehung der Knaben, die schon frühe von ihren Familien getrennt werden. In der Mitte eines jeden Dorfes steht das große Gemeindehaus, das als Versammlungsort bei Berathungen und Festlichkeiten, sowie zum gemeinsamen Schlafplatz aller ledigen Jünglinge und Männer dient. Unter einigen der birmesischen Shanstämme wird dieses Gebot auch auf die Verheiratheten ausgedehnt, die sich erst nach eingetretener Dunkelheit heimlich wegschleichen dürfen, um sich mit ihrer bessern Hälfte zu vereinigen. Jede Ansiedlung der Banar bildet ein kleines Gemeinwesen in sich selbst, das von den Greisen, als den Weisen, regiert wird. Der Familienvater ist zugleich der Opferpriester (Bohk cheb dahk jang oder derjenige, der dem Dämon Wasser giebt) und übernimmt alle Verpflichtungen dafür zu sorgen, daß seine Angehörigen im guten Einvernehmen mit dem Reich der Unsichtbaren bleiben und dieselben nicht durch etwaige Verletzungen des abgeschlossenen Vertrages erzürnen; für besondere Fälle und vorzüglich um sich mit den Capricen der boshafteren Dämone abzufinden, treten die Beijaou genannten Frauen zur Aushilfe ein, von denen es in jedem Dorfe eine oder mehrere giebt. Gleich den Schamanen, sind sie

in Folge einer Offenbarung in so innigen Rapport mit den Geistern getreten, daß sie dieselben durch die Magik der Sympathie in ihrem Körper herabzurufen vermögen, um dann im Zustande der Begeisterung den Schleier der Zukunft in prophetischen Sprüchen zu enthüllen. An ihrem Ausspruche zu zweifeln, würde gottlose Ketzerei sein. Zu einem Kranken gerufen, zündet die Beijaou eine Kerze an und führt einige magnetische Striche über den Körper. Wenn sich das Uebel indess hartnäckig erweist, so nimmt sie ihre Zuflucht zu einem Mittel, das sie den indianischen Medicinmännern abgelernt haben muß, wenn es nicht gar aus dem „geistigen Grundkapital am ältesten Kultursitz“ entlehnt sein sollte, indem sie aus dem leidenden Glied ein Stückchen Holz, ein Sandkorn, einen Knochensplitter oder Aehnliches herausaugt, das dann den Zuschauern, als das Jang, die Ursache des Schmerzens, gezeigt wird. Der Missionär Combes, der einst bei einer solchen Operation gegenwärtig war, schildert die folgende Scene: *La Beïaou fit sa succion et d'un ton grave et emphatique: „Grand Père (me dit elle) voilà du sang, voilà du sang, que je viens d'extraire.“ J'avais beau ouvrir de grands yeux, je ne voyais que de la salive. Je lui manifestai mon doute. Alors elle comprit, qu'eell s'était trop avancée avec moi et toute deconcertée de mon incrédulité inattendue elle cessa un moment la cérémonie. Les Sauvages m'assuraient tous, que c'était bien du sang, que j'avais vu. Comme je persistai à nier, ils me dirent pour me convaincre: „Mais, Grand-Père, la Beïaou l'a vue, elle l'affirme, si vous refusez d'y croire, que croirez vous donc.“ Puis ils se répétaient, les uns aux autres: „Je suis tout essoufflé, je n'en puis plus, le grand Père ne veut rien croire.“ Ils m'attestèrent aussi qu'un instant avant mon arrivée un revenant était passé tout près d'eux. „L'avez-vous aperçu?“ leur demandai-je. „Oh, oui (me répondèrent ils à l'unanimité), la Beïaou l'a vu.“* Hätten diese Wilden die bösen Erfahrungen der Civilisation gekannt, so würden sie nicht im ruhigen Raisonement ihre Zeit verschwendet, sondern für den indiscreten Zweifler einen Holzstofs bereit gehalten haben. In andern Puncten waren sie nicht so sehr zurück, denn sie hatten eine unfehlbare Manier, Hexen auszufinden. Wenn die Beijaou trotz ihres göttlichen Assistenten den Kranken nicht zu heilen vermag, so muß die Hexe (Deng) ausgefunden werden, die einen unsichtbaren Pfeil in seinen Leib geschossen hat. Dazu dient das Eier-Orakel, das auch unter den Nagas, den Karen und anderswo bekannt ist. Der Hexenfinder läßt sich einen Korb mit Eiern bringen und nachdem er Beschwörungen über dieselben gesprochen, sucht er eins nach dem andern zwischen seinen Händen zu zerquetschen, während die Namen der verschiedenen Dörfer genannt werden. Derjenige Name, der

gerade mit dem Brechen eines Eies zusammenfällt, zeigt das schuldige Dorf an. Die Zulus in Afrika handeln bei solchen Fällen in ähnlicher Weise. Dieselbe Operation wird dann wiederholt, um den Schuldigen zu finden, indem man die Namen aller Bewohner dieses Dorfes aufzählt. Die überwiesene Hexe wird in die Sklaverei an die Laos verkauft, wie sich auch die Negerfürsten eine Quelle des Einkommens aus den Verbrechen ihrer Unterthanen zu schaffen pflegen. *Une fois convaincue juridiquement d'être deng, la femme n'ose plus le nier „C'est sans doute (dit-elle) pendant mon sommeil, que je fait le mal, car je l'ignorais“ et elle se résigne à son malheureux sort.* Schon vorher bestehender Verdacht wird bald zur Gewissheit durch die bekannten Ordale des siedenden Pechs, des geschmolzenen Zinns oder durch das in Hinterindien beliebte Eintauchen in Wasser, und da der Ankläger sich demselben Prozeß als der Angeklagte zu unterwerfen hat, so trägt dieses Verfahren allenfalls noch einen Schein von Gerechtigkeitssinn an sich. Als Augurium dient bei den Banar nicht nur der Flug der Vögel, sondern auch ihr Zwitschern, das den Azteken gleichfalls verständlich war. Ehe sie zu einem Kriege ausziehen, führt der Führer mit drei aus einer Wurzel geschnittenen Stäben einen Zauber aus, indem er dieselben von seinem Säbel auf das Schild fallen läßt und aus ihrer Lage den Erfolg vorhersagt. Bei Beendigung eines Krieges werden so viele Büffel geopfert, als Gefangene gemacht sind. Um Friede oder Freundschaft zu schließen, beobachten die Banar die, nicht nur den Karen, sondern auch viel entfernteren Völkern geläufige Sitte des Bluttrinkens zu dauernder Blutsfreundschaft. Nachdem sie ihre Todten begraben haben, legen die Banar alle im Leben benutzten Sachen um die Leiche herum, weil sonst die Seele zurückkehren würde, um ihre Verwandten zu quälen und ihr Eigenthum zurück zu verlangen. Mein Berichterstatter erzählt, daß er einst gesehen, wie der Erbe eine besonders hübsch gearbeitete Pfeife heimlich fortgenommen und durch eine alte ersetzt habe, dann aber laut dem Verstorbenen zurief, er habe jetzt Alles, was ihm gehöre, und möge sich die Mühe sparen, zurückzukommen und darnach zu fragen. Nachdem die Seele einige Zeit in der Nähe des Grabes oder in den Bergen umhergeirrt ist, verschwindet sie schließlich in den tiefen Finsternissen des Südens. Für die Banar ist jeder Fluß durch eine Nymphe, jeder hervorstechende Baum durch eine Dryade, jeder Berg, jeder durch seine Umrisse frappante Felsblock durch eine Gottheit belebt. Sie sprechen von einer großen Fluth, aus der der gemeinsame Stammvater des Menschengeschlechtes dadurch gerettet wurde, daß er sich, wie jener alte König der Malayen, in eine wasserdichte Kiste, eine verkleinerte Arche, einschließen ließ. Das goldene Zeitalter wird in Ausdrücken beschrieben,

wie sich ähnliche in der populären Version buddhistischer Völker finden. Anfangs, sagen sie, genügte ein einziges Reiskorn den Kochtopf zu füllen und war hinlänglich für das Mahl einer ganzen Familie.

Gewöhnlich erlaubt man der Seele ein Jahr ¹⁾ sich vorzubereiten. Während dieser Periode erhält sie täglich Speise und Trank auf das Grab gestellt, auch wohl dann und wann das Opfer einer Ziege, aber wenn der Jahrestag des Todes zurückgekommen ist, so werden Vorbereitungen für die große Ceremonie getroffen, die *Mut-kiek* (das Eingehen in die Wohnung des Todes oder die Verbindung mit den Todten) heißt. Nachdem der Opfernde die Leber und das Herz der geschlachteten Büffel auf das Grab gelegt hat, setzt er der Seele in einer langen Rede auseinander, daß sie von ihren Verwandten pflichtgemäß behandelt worden wäre und täglich ihren Speiseantheil erhalten habe, daß das jetzt aber aufhören müsse, und daß sie sich an den Gedanken zu gewöhnen hätte, für immer im Reiche der Todten zu verbleiben. Ehe er sie verabschiedet, hängt er noch um den Hals des Gerippes ein kleines Band mit einem Geldstück eingeknüpft, als den Preis für eine Fackel, um den Weg in der ewigen Nacht (*Manglung*) zu erleuchten.

Die Banar treiben die wechselnde Feldwirthschaft der Karen (*Jhoom* in Bengalen genannt), indem sie jedes dritte Jahr einen frischen Boden suchen und mit dem ganzen Dorf dorthin wandern, oder jedes zehnte Jahr, wenn ihre Hacken und Spitzäxte lang genug sind, um das Unkraut auszujäten. Die Halang dagegen, die vielfach Gold waschen und keine Zeit mit Urbarmachung des Bodens verlieren wollen, wechseln schon alle 2 Jahre oder selbst jährlich. Der für die nächste Ernte zum Aussäen bestimmte Samen wird von den Banar ehrfurchtsvoll bewahrt, und das Verbrechen, davon zu verkaufen, würde von dem Dämon mit dem Tode bestraft werden. Der neue Reis wird in tiefem Schweigen gegessen, und kein Fremder darf dann in das Haus eintreten, da Krankheiten die unfehlbare Folge des Bruches dieses von Alters her überkommenen Gebrauches sein würde.

Unter einigen der weißen Laos fand ich, wie unter Stämmen der afrikanischen Westküste, eine Heilighaltung der Termiten-Hügel (*Chom pluek* im Siamesischen), die wegen ihrer den Pagoden ähnlichen Form auch von den Buddhisten zuweilen mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet werden. Als eine Nachahmung derselben richten die Siamesen bei Festlichkeiten die *Chedi Sai* oder Sandpagoden auf. In einem von Laos bewohnten Dorfe, auf der Grenze Kambodia's und Siam's, stand

¹⁾ Nach dem Traktat *Rosch Haschanah* des Talmud dauert das Gericht des Sünders zwölf Monate, worauf der Körper vernichtet und die Seele verbrannt wird.

im Hofe des Aeltesten einer dieser von Ameisen durchwühlten Kegel, und auf meine Frage, weshalb er nicht weggeschafft würde, antwortete mir der Eigenthümer, daß diese Pyramide glückbringend sei und daß er absichtlich sein Haus an dieselbe herangebaut habe. Gewöhnlich würde man sich in Indien für eine solche gefährliche Nachbarschaft bedanken, da schon die substantiellsten Holzgebäude von den Termiten zu Falle gebracht wurden; freilich hat das leichte Gerüst einer Bauernwohnung vielleicht nicht viel Anziehendes für sie, oder läßt sich schlimmsten Falles ohne Mühe wieder ersetzen. Nach Winterbottom setzt man in Sierra-Leone kleine Termiten-Hügel in die Grisgris-Häuser. Mein wohlunterrichteter Missionär machte mich mit etwas Aehnlichen unter den Banar bekannt. Gewisse Plätze bei ihnen sind heilig, und wer zu einer ungünstigen Zeit an solchen vorbeigeht, verfällt in Krankheit. Dergleichen heilige Plätze sind vor allen die Hügel der weißen Ameisen (Bötoll), und dann gehört zu ihnen auch, was sie Pung-rui nennen, d. h. eine solche Stelle, wo ein Elephant, der eben aus einem Morast hervorgeklettert ist, die Spuren des lehmigen Schmutzes an den Blättern der Bäume zurückgelassen hat. Ist eine Krankheit aus solchem Fehltritt entsprungen, so begiebt sich die Beijaou zu einem Ameisenhügel und schlägt mit einer Keule 5—6 Mal in denselben, bei jedem Anschlag zählend, eins, zwei, drei u. s. w., um dadurch dem Jang (Dämon) Nachricht zu geben, daß er den Kranken zu verlassen hat. Von den Veddah's wird gesagt, daß sie ihren Gott bald auf einen Felsen, bald auf einen Ameisenhügel, bald auf einen Baum setzen.

In der Saison, wo die Feldarbeiten beginnen, sprechen die Banar Anrufungen an den Jang-Seri aus, die mit, ihnen selbst unverständlichen, Worten einer fremden Sprache gemischt sind. Nachdem sie Hühner und Ziegen geopfert, bitten sie ihn, Genüge an Reis zu geben, den wilden Eber zu hindern, vom Korn zu fressen, und zur rechten Zeit Regen zu gewähren. Während der ganzen Zeit, daß das Gebet dauert, wird Wein oder Brantwein in Tropfen auf die Erde gegossen. Die Banar unterscheiden drei Jahreszeiten, die kalte (*pian pui*), die regnigte (*pian mi*) und die heiße (*pian to*). Je nach den Blumen, die an den Bäumen des Waldes hervorblühen, wissen sie, welche Art von Feldarbeit in jedem besonderen Monat zu thun ist. Um die Monate zu bezeichnen, zählen sie dieselben, als der erste Monat (*Keij monj*), der zweite Monat (*Keij bahr*) u. s. w. Wenn sie bis zum achten Monat gekommen sind, so zählen sie nicht weiter, denn die übrigen vier Monate, die, weil keine Feldarbeit zu verrichten ist, im Nichtsthun hingebraucht werden (wie die im Spiele gewonnenen Schalttage), gelten für nicht existirend und nicht zum Leben

gehörend. Wenn am Ende dieser vier Monate, die sie *Keij ningnon* (oder die schwebenden Monate) nennen. Orion den Zenith passirt hat und die große Hitze vorüber ist, dann bemerken sie, daß es Zeit zum Säen ist und beginnen im April auf's Neue die Monate zu berechnen. Orion heißt bei den Banar *Sing long Gudak* (der Stern der Falle), weil die Constellation einer Tigerfalle gleicht, deren biegsames Holz gewaltsam zurückgezogen ist, um beim Abbeißen des Köders vorzuspringen. Das Sternbild der Plejaden heißt *Sedrun gier* oder der Hühnerkorb, der zum Ausbrüten gebraucht wird (die Henne mit den Kücken); die Kasia nennen (nach Yule) die Plejaden „*the hen-man*“.

Von der Seele (*mahol*) unterscheiden die Banar (wie die Fantees) verschiedene Arten. Wenn der Schlafende träumt, so wandert seine Seele umher, eine Ansicht, die auch bei den Tagallen, den Karen u. s. w. herrscht. Das Herz heißt *pleh nui* oder die Frucht (*pleh*) der Brust (*nui*). Verstand wird durch *don* (Ohr) ausgedrückt, und *bn gai don* (ein Mann mit Ohren) heißt soviel als: verständiger Mann. Höhere Gelehrsamkeit wird durch den etwas zweideutigen Titel *bn gai don tich'* (ein Mann mit langen Ohren) ausgedrückt, oder auch *bn gai don regaeh'* (ein Mann mit Ohren-Ueberfluß). *Bênô* heißt Leidenschaft oder jede Seelenbewegung (im guten, wie im schlechten Sinne) und *bn gai bênô* bedeutet einen jähzornigen oder auch einen besonders weichherzigen Menschen, da man überhaupt damit nur sagen will, daß derselbe leicht durch Eindrücke erregbar sei. Weitere Beifügungen können dann bestimmen, in welchem Sinne es gemeint ist. *Bn gai bênô huul* z. B. würde die bestimmte Bedeutung des Jähzornes geben und *Bn gai bênô regnoa* die mildthätiger Gesinnung. *Regnoa* bedeutet Schweigen und Einsamkeit, Alles, was still und beruhigend wirkt, wie ein kühler Wind. Wer sich nach der Gesellschaft eines Freundes sehnt, sagt, daß er sich in seiner Abwesenheit einsam fühle, und gebraucht dafür diesen sonst auch Wohlwollen bezeichnenden Ausdruck.

In den Pronomina findet sich Einiges den indochinesischen Rangesprachen Entsprechendes. *Eh* z. B. ist weniger höflich in der Anrede, als *ih*. Die Hand heißt *tih*, der Finger *chedrang*, der Zeigefinger ist *hlo* (der Zeiger), der Mittelfinger *anih* (die Mitte), der kleine Finger *deng* (der Kleine). *Yong-ti* (die Herrinn der Hand) bezeichnet den Daumen und *Chedeng tepa* (der siebente Finger) bezeichnet den Ringfinger, weil das Zählen, nach den fünf Fingern der ersten Hand, sich mit dem kleinen Finger der andern fortsetzt und so den Ringfinger zum siebenten macht. Wenn die zehn Finger der beiden Hände nicht genügen, so wird mit den zehn Zehen der Füße weiter gezählt, und

wenn die Rechnung auch diese Zahl übersteigt, so sitzen sie in lächerlicher Verlegenheit da, mit ihren ausgespreizten Fingern und Zehen dicht zusammen, ohne zu wissen, was weiter. Mitunter wird indess zu einem neuen Hilfsmittel gegriffen, indem man kleine Stückchen Holz zusammenlegt. Bei Divisionen heißt daher der Jedem zukommende Theil sein Holz (*long*) und *long inj* (mein Holz oder mein Antheil) wird dann wieder im allgemeinen Sinne gebraucht, um die erste Person zu bezeichnen. *Long ram inj* (mein Antheil oder mein Holz ist verloren) würde bedeuten: „Ich bin zu Grunde gerichtet.“

Zahlen der Banar:

ming, bahr, peng, puen, padam, todro, tapuch', tangham, tischin.

1 2 3 4 5 6 7 8 9

moi, bahr, pi, puen, padam, tadro, topech, naham, tischin:

Zahlen der Sedan.

Roth (*gōō'*) wird gewöhnlich *duhm* genannt, was auch die Reife in Früchten oder Getreide ausdrückt. Weiß, wenn es rein und fein bedeutet, heißt *baak* bei den Banar, wie z. B. um Leute von weißem Teint zu bezeichnen. *Coōhk* ist Weiß, als verschieden von Schwarz. *Clahng* drückt die Farbe des weißen Büffels aus und *Cōh'* wird für weißes Haar oder weißen Bart gebraucht. Jede düstere Farbe, die keinen Glanz in sich hat, heißt *gam*. Schwarz ist *gam brang*, blau ist *gam plenj* (*plenj* oder der Himmel), grün ist *gam-gnet*. Durch *Gnet* wird der Glanz einer Farbe bezeichnet, und es kann ebensowohl ein scheinendes Grün, wie ein scheinendes Blau meinen. *Adri* heißt im Besonderen die grüne Farbe der Blätter und es wird auch gebraucht, um Unreife in Früchten oder in den Reisähren auszudrücken. *Adri-gnet* schildert das frische Grün der jungen Sprossen. Die meisten hinterindischen Völker legen kein Gewicht auf die Unterscheidung zwischen blau und grün, die auch für unser Auge bei künstlichem Lichte verschwindet. Ich wurde zuerst darauf aufmerksam in Birma, wo mein Bursche, der eine blaue Medicinflasche holen sollte, dieselbe nicht finden zu können behauptete und die nachher gezeigte für grün erklärte. Ich hatte das in den Dictionairen als blau gegebene Wort gebraucht, aber in seinen Augen entsprach die Farbe einer andern Modification, und dieses konnte nicht etwa in einer Idiosynkrasie beruhen, da die Anwesenden ihn in seiner Aussage bestätigten. Sie bewiesen mir, daß wenn auch nicht schwarz weiß, so doch blau grün sei. Auch bei den Siamesen und den Kambodiern mag *Khiau* unter Umständen sowohl Grün, als Blau bezeichnen. Ein dunkles Blau heißt *Khiau kram* (*indigo* blau) oder *si thao* (unbestimmte Farbe) bei den Siamesen und *Khiau tchach* (altes blau) oder *sabo pech* (unbestimmte Farbe) bei den Kambodiern. Himmelblau heißt *si fa* (die

Farbe des Himmels) oder *khiau fa* (das Khiau oder Blau des Himmels) oder *si khiau khao* (die weifse Farbe des Khiau). Grün heißt im Siamesischen *khiau bai thong* (das Khiau der Bananen-Blätter) und die Kambodier nennen es ebenso, obwohl sie für Bananen-Blätter den Ausdruck *slak chehk* gebrauchen würden. Das Blattgrün bezeichnen die Siamesen als *Khiau bai mai* (das Khiau der Baumblätter) und die Kambodier als *Khiau slak chöh* (das Khiau der Baumblätter).

Alle die wilden Stämme der Berge, die bei den Kambodiern *Pnom*, bei den Cochinchinesen *Moi*, bei den Tonquinesen *Myong* heißen, werden von den Siamesen unter der allgemeinen Bezeichnung *Kha* zusammengefaßt, ein Wort, das Sklave bedeutet, indem diese Völker, die in beständigen Sklavenjagden ihren Erwerb suchen und sich gegenseitig verkaufen, die Sklavenmärkte Kambodias versorgen und dort noch jetzt dieselbe dienende Klasse bilden, die der chinesische Gesandte im 13. Jahrhundert mit dem Namen *Tsung* (Hunde) belegte. Das Wort *Kha* beginnt den verächtlichen Klang, der ihm anhaftet, sonderbarer Weise gerade unter den Siamesen, den sogenannten Freien oder *Thai* zu verlieren, indem die *Kha luang* dort einen angesehenen Posten im Staat bekleiden. Die Birmesen haben das in ihrer Sprache bedeutungslose Praefixum *kha* dem Namen mancher Bergstämme (wie in *Kha-khien* dem der *Khien*) beigefügt und verbinden damit den Begriff von Eingeborenen, die nicht, wie sie selbst, von den himmelentsprossenen Brahmanen herstammten, sondern aus Blumen, Knollen, Wurzeln, oder (wie *Aschanes* im Harze) aus Felsblöcken und Steinen hervorgewachsen seien, durch die *Tandaedaza* (die Zeugung durch feuchte Wärme, wie im vegetabilischen Reich). Durch Mischung mit ihnen erzeugten die *Bhyamma* die Sklavenvölker der *Ka-khyen*, *Ka-kuis*, *Ka-thay*, *Ka-Shin* u. s. w. Auch die chinesischen Eingeborenen heißen *Miautse* und *Miaou*, oder aus der Erde geboren. Die Siamesen definiren die einzelnen Stämme durch Beifügung ihres jedesmaligen Namens, als *Kha Tampuem*, *Kha Chavas*, *Kha So* u. s. w., wie auch von *Lao theh* (den ächten *Lao* in *Viengchang*), den *Lao Suai* (in *Sisaket*), den *Lao Phuen* (in *Siengkvang*), den *Lao Njoh* (in *Lakhon Panom*) gesprochen wird, und die *Laos* zählen wieder auf die *Thai theh* (die ächten *Thai* oder Siamesen), die *Thai Lao*, die *Thai Khamen*, die *Thai Phamah*, die *Thai Khek*, die *Thai Chek* u. s. w. So giebt es auch die *Khek thet* (die *Malabaren*), die *Khek Malayu* (die *Malayen*), die *Khek Xava*, die *Khek Farang*, *Khek Hindu* u. s. w. *Khek* bedeutet einen Fremden im Allgemeinen, bezeichnet aber im Speciellen die *Malayen*, die auch *Xava* (*Java*) heißen oder (naeh kambodischer Aussprache) *Tschwea*. Da sie Anhänger des Islam sind, begreift man unter *Khek* hauptsächlich die *Mohame-*

daner. Solche, die aus Arabien und der Türkei, als den Muttersitzen ihrer Religion, eingewandert sind, und sich über die für ihre Orthodoxie allzu laxen Glaubensgenossen des Archipel weit erhaben glauben, rühmen sich ihrer Herkunft aus Rum und sind meist mit einer angesehenen Stellung bekleidet. Der schon in den alten Sagen der dortigen Völker spielende Name Rum hat damit eine neue Auffrischung und Bedeutung gewonnen. Der Ausdruck Tschwea wird gleichfalls generalisirt und dann im Speciellen vertheilt, als Tschwea Tanai (von Patani), Tschwea Malayu, Tschwea Cham, Tschwea Kraboi (eines südlichen Eilandes), Tschwea Sot u. s. w., sowie Khamen Lao, Khamen Xong, Khamen Radeh, Khamen Samreh, Khamen Kuay, Khamen Tschwea andere Mischungen repräsentiren. Wenn ein Unterschied von den Suay der Tributpflichtigen, die statt persönlicher Leistungen eine Einlieferung bestimmter Steuern aufgelegt erhalten haben, ausgedrückt werden soll, so hört man die Laos sich die Thai banni Thai bannan (die Freien dieses oder jenes Dorfes) nennen. Die Cochinchinesen bezeichnen die Wilden mit demselben Worte Myang, das bei den Siamesen Städter bedeutet und nennen sich, als Städtebewohner, Keoh von Kecho der Marktplatz, dem Namen der königlichen Residenz. Bei den Siamesen hat Keoh die Bedeutung eines Juwels oder Kleinods, und im Vergleich zu den nach chinesischer Weise geordneten Städten Tonquins mögen ihnen ihre eigenen nur als Dörfer vorkommen. Indefs beneiden sie sie gerade nicht. Ein Laos-Kaufmann bemerkte mir, daß es sich in seinem wüsten Lande, wo man Tagelang weder Menschen noch Dorf treffe, leicht und bequem reisen lasse, daß er Tonquin aber stets nur mit Widerstreben betrete. Da sei Dorf an Dorf und Stadt auf Stadt, und unter der steten Angst vor den Wachtposten, Steuerbeamten und Pafsrevisoren würde man seines Lebens nicht froh.

Nach Retord bauen die Xa, die aus Laos in sieben Familien ausgewandert seien, ihre Wohnungen auf kleinen Erhöhungen und sind mehr stationär als die Myong oder Moi (eine Eigenschaft, wodurch sich in Assam die Nagas von den umwohnenden Kukis und Kachar unterscheiden). Die Thi hält er für die wahren Eingeborenen, wogegen die Nong des Grenzgebirges chinesischer Herkunft seien. Die wilden Kemoi leben nördlich von Cochinchina, und im Birmesischen bedeutet Kamoi einen Räuber. Die Koi sind wegen ihrer Geschicklichkeit im Bogenschießen gefürchtet, wie die Khyen am Khyendwanfluß.

Im Gegensatz zu den Xao-ben oder den Hochländern, die einen jährlichen Tribut an Wachs, Harz und Kardomem einzuliefern haben, heißen die die Niederungen Korats bewohnenden Khamen oder Khom, die Flachländer (Xao Lang) bei den Siamesen. Die kam-

bodische Sprache unterscheidet Nak löh' (Hochländer) und Nak krom (Flachländer). Die Xao-ben oder Lava in den Gebirgen Korats verehren besonders die Phi Arak, wie die Schutzgeister und die „nützlichen“ Dämone auch bei den Siamesen genannt werden. Sie stellen aus Stein oder aus Holz gemachte Figuren, in denen die menschliche Gestalt roh nachgeahmt ist, in ihre Kapellen oder Tempelhütten (*San*), und rufen in gefährlichen Krankheitsfällen die Geister an, niederzusteigen, damit sie über die Krankheit ausgefragt werden können.

Den äußersten Vorposten der Karen bilden die Karien in der gebirgigen Umgebung des Phrabats bei Lophaburi, die ihr Haar in einen Knoten aufgebunden tragen, und dann die Karien bei Myang Kariajok (in der Nähe Korats), die als Sklaven der Rawa oder Lawa auch Kha genannt werden. Bei ihnen haben die Frauen, neben der Sitte die Ohren zu vergrößern, den Haarknoten bewahrt, während die Männer ihr Haar schon nach der siamesischen Frisur, kurz geschnitten, tragen. Die birmesische Lawa dagegen und besonders die Lawa von Myang Lem in den Ländern der Shan oder Laos haften hartnäckig an den Bräuchen ihrer Väter und weichen nur schwer von denselben ab.

Im Westen von Mohang (Myang) Len oder Lem, der Hauptstadt der Lahos, liegt Mohang Kosangpyi, und noch weiter nach Westen kommt man zum großen Walde Pahimapan (sagt du Halde). Mohang Kosangpyi wurde früher von einem Volke bewohnt, das Thay jay hieß und ein so ausgedehntes Königreich besaß, daß es drei Monate Zeit erforderte, dasselbe zu durchreisen. Jetzt aber ist es mit dichten Waldungen besetzt, die mit dem Walde Pahimapan zusammenhängen. Prachyan Otang, der König von Moang Kemarat, schickte jährlichen Tribut an Hawa. Diesen Pa-Himaphan (Pa ist das siamesische Wort für Wald) im Himalaya kennen die birmesischen Sagen als ihren mythischen Hemawun-Wald. Du Halde sagt weiter, daß die von Thay jay oder Pamahang nach Myang Lem kommenden Kaufleute indische Waaren brächten, so daß sich also Indien dort mit Erzeugnissen China's auf der anderen Seite berührt.

Ein armer Sklave der Kha, den ich in dem Hause eines Edelmanns in Udong sah, sang mir die Lieder seiner wilden Heimath, deren erster Vers gewöhnlich begann: „*Say-Horot*, die Chinesen, *So* sind gekommen“, und dann ein Juchhe über die Ankunft dieser Kaufleute mit ihren sehnsüchtig, wie Zucker von den Kindern, erwarteten Salzladungen, die sie, wie er mir sagte, in kleinen Packeten auf den Rücken trügen, da die engen Bergpässe keine Saumthiere erlaubten. Sie empfangen zum Austausch Wachs und mitunter auch Silber, das dort (vielleicht in dem *argyra chora*) gefunden und in kleinen Stangen

von Fingerslänge (*ngön lien* genannt) verkauft wird. Als ich nach der Herkunft der mitgetheilten Lieder fragte, sagte er, daß sie dieselben in ihrem „Bauche“ aufbewahren, d. h. in der Erinnerung. Bücher besäßen sie keine. Sie verehrten die Sonne, was er *Pla matpři bö ma* nannte, oder, „die Sonne erhält Reis zu essen“. Beim Beginn der Feldarbeiten wird die *Kvan ngo Kvan ma* genannte Ceremonie beobachtet, indem man der Meh Pohsoph Opfergaben bringt. Diese alte Feldmutter überwacht auch die Aecker der Karen, auf einem modrigen Baumstamme sitzend. In Siam ist sie gleichfalls bekannt, und dort hat das Wort *Kvan* einen vieldeutigen Sinn, indem es verschiedene Arten heiliger Weihen bezeichnet. Zur Begleitung ihrer Gesänge spielen die Kha die große Schilf-Orgel der Laos, *Khen* genannt. Von den Laos erhalten die Kha ihre Areca-Nüsse, aber die Betel rankt wild an den Bäumen ihrer Wälder. Die Zähne werden mit einem heißen Eisen geschwärzt, da sie dann nicht mehr schmutzig werden können.

Die Unbekanntschaft, in der die Kha so lange verblieben sind, ist besonders der schwierigen Schifffahrt auf dem Mekhong zuzuschreiben, der überall durch Wasserschnellen und Fälle unterbrochen ist. Von Europäern hat nur zuweilen das schwache Boot eines Missionärs diesen Strudeln zu trotzen gewagt, die besonders dort gefährlich sind, wo der Fluß aus der Hochebene in das zerrissene Gebirgsthal hinabstürzt. So lange er durch die chinesische Provinz Yunan oder an ihrer Grenze hinströmt, bietet er keine Hindernisse, selbst nicht für größere Fahrzeuge, sondern wird als ein breiter und ruhiger Strom beschrieben. Als solcher erscheint er auch in der jetzt französischen Provinz Saigon, nach seiner Vereinigung mit dem Cambodiamfluß, durch den die Wasser des großen Sees abfließen. Im 17. Jahrhundert sandten die Holländer Gerard van Wusthof nach den Laosländern, um Handelsverbindungen anzuknüpfen (1641), aber die Expedition hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie Viengchan zu erreichen vermochte. Von der europäischen Factorie jener Zeit haben sich manche Erinnerungen in Kambodia erhalten. Pinhalü, in der Nähe von Panompen, hieß früher Panom kjang Sabek, oder der Hügel des Häute-Magazin's, weil die Holländer, die für ihre Communicationen mit dem Innern den Kanal Khlong Sarang bei Kampong luang gebaut hatten, dort ein Magazin von Büffelhäuten besaßen und jährlich mit ihren großen Schiffen heraufgesegelt kamen, bis in einer gegen sie angestifteten Meuterei alle Mitglieder der Factorie ermordet wurden. Ein kambodischer Mandarin, der die Fortschritte der häufig Udong von Saigon aus besuchenden Franzosen fürchtete, erzählte mir als eine im Volke fortlebende Tradition, daß die Holländer bei ihrer ersten Ankunft ganz bescheiden den König nur um so viel Land gebeten hätten, als eine Büffel-